

Gedanken zum 1. August 2011

Es gilt das gesprochene Wort

Wir feiern heute unseren Nationalfeiertag. Und damit nichts anderes als den **Geburtstag unserer Schweiz**.

Warum feiern wir einen Geburtstag, sei es den unseres Landes oder den eines Mitmenschen? Wir feiern aus Dankbarkeit, dass wir es wieder um ein Jahr weitergebracht haben, dass jemand ein Jahr älter geworden, ein Jahr mehr Erfahrung gesammelt hat. Wir gratulieren, zünden Kerzen auf dem Kuchen an, so viele wie der Jubilar, die Jubilarin Lebensjahre hat. Im Falle der Schweiz wären es 720 Kerzen.

Ein Geburtstag ist kein Verdienst, wir können nichts dafür, ein Jahr älter zu sein. Die einen freuen sich und feiern, andere werden besinnlich und verbringen den Tag eher zurückgezogen. Wie auch immer gefeiert wird - keinem anständigen Menschen käme es in den Sinn, das Geburtstagskind – z. B. die achtzigjährigen Grossmutter – zu kritisieren oder die Fehler aufzurechnen, welche sie im letzten Jahr gemacht hat. Wer so daherkäme, hat nichts von einem Geburtstag begriffen und wäre doch – wir sind uns einig – eine traurige Gestalt.

Es ist seltsam: wenn unser Land Geburtstag feiert, soll dies plötzlich ganz anders sein. Ich möchte ja nicht wissen, wie viele Erstaugustredner heute das Geburtstagskind – unsere Schweiz – mit Kritik überschütten, Ratschläge erteilen und an der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft der Schweiz korrigieren wollen.

Zu einer Geburtstagsfeier gehen wir aber zu Menschen, die wir gern haben, auch wenn sie nicht fehlerfrei sind. Indem Sie heute Abend zu dieser Feier nach Seegräben gekommen sind, zeigen Sie, dass auch Sie unser „Geburtstagskind“ – unsere Heimat – gern haben. Ich werde unserem Land kein Sündenregister verlesen. Dies ist nicht meine Art gegenüber jemandem, der Geburtstag feiert. Nicht gegenüber einem Mitmenschen, und gegenüber unserer Schweiz erst recht nicht.

Warum feiern wir den Geburtstag unseres Landes jedes Jahr genau am 1. August? Es ist wegen des **Bundesbriefes** der Talschaften von Uri, Schwyz und Unterwalden, worin im letzten Satz steht: „Geschehen im Jahre des Herrn 1291 zu Anfang des Monats August.“ Und dieser Bundesbrief ist kein Mythos, sondern eine gesiegelte Pergamenturkunde, täglich von uns allen zu besichtigen im Bundesbriefarchiv in Schwyz. Daneben pflegt das Schweizervolk seit Jahrhunderten auch **Mythen**: Die Geschichte von Tell, vom Apfelschuss und vom Rütlichschwur. Wir haben sogar einen doppelten Staatsmythos: Tell, der Einzelgänger, der seine Mitmenschen vom Tyran-

nen befreit. Und der Rütlichswur als Zeichen des Zusammenstehens und der Gemeinschaft. Solche Mythen kennt und braucht jedes Land. Dennoch ziehen heute manche Zeitgenossen aus, um diese Mythen möglichst in Grund und Boden zu zerstören. Wie wenn nicht in Märchen, Sagen und Legenden oftmals mehr Wahrheit liegen würde als im trockenen Sachartikel in der heutigen Tageszeitung.

Auch wenn die Geschichten Mythos sind - kein Mythos ist der Bundesbrief. Führen wir uns wieder einmal vor Augen, was in diesem Bundesbrief, was in dieser Geburtsurkunde der Schweizerischen Eidgenossenschaft geschrieben steht. Eine **einzige Seite**, bestehend aus nur ein paar Sätzen, umfasst dieser Bundesbrief. Auf einer einzigen Seite haben schlichte Innerschweizer Landleute das niedergelegt, was ihrer Ansicht nach wegen der „Arglist der Zeit“ nötig war. Aus einem gemeinsamen Schwur und aus dieser einen Seite Protokoll erwuchs **die Idee der Eidgenossenschaft**, der sich nach und nach immer neue Talschaften und wichtige Städte des Mittelandes anschlossen.

Über 700 Jahre hat diese eine Seite ihren Wert und ihre Gültigkeit behalten. Warum? Weil die geistigen Väter des Bundesbriefes mit beiden Beinen im wirklichen Leben standen, weil sie spürten, was wesentlich war, was Substanz hatte, was – wie sie ausdrücklich forderten – Wert hatte, ewig zu bestehen.

Diese Gründerväter der Eidgenossenschaft waren keine hoch gebildeten Juristen und Staatsrechtler, sie wussten nichts von meterweise erlassenen Gesetzen oder komplizierten Verfassungen mit unzähligen Paragraphen. Was hätten sie wohl gesagt über eine europäisch genormte Salatgurke, deren Krümmung auf 10 Zentimeter Länge nicht mehr als 10 Millimeter betragen darf? Diese Vorschrift existiert heute tatsächlich, meine Damen und Herren. Die Gründer der Eidgenossenschaft hätten über solche Normen wohl nur den Kopf geschüttelt. Sie konnten nicht einmal lesen und schreiben. Ein Mönch, ein Geistlicher kam ihnen zu Hilfe und schrieb ihre Ideen in Latein nieder, einer Sprache, die sie nicht einmal kannten. Und er setzte die Anfangsworte: „In Gottes Namen, Amen“ – selbstverständlich für den Kirchenmann, selbstverständlich für die frommen Talleute, selbstverständlich für unsere Vorfahren in der noch heute gültigen Bundesverfassung.

Die Zeiten waren unsicher im Jahre 1291. Nach dem Tod des Habsburgerkönigs Rudolf herrschte nicht das Recht, sondern die Macht des Stärkeren. Einigkeit war das Gebot der Stunde. Das Interesse von Fremden zur Machtausübung über die Länder am Vierwaldstättersee bestand nicht wegen der schönen Landschaft oder dem bisschen Alpwirtschaft. Die Wiege der Eidgenossenschaft stand am **Gotthardpass**, an einer Nord-Südachse von europäischer Bedeutung. Wenn hier ein Machtvakuum entstanden wäre, wären fremde Herrscher rasch zur Stelle gewesen.

Es ging 1291 um nichts anderes als um die **Sicherung des Friedens** in einer unfriedlichen Zeit. Es ging um die Verhinderung von feindlichen Angriffen von Aussen, aber auch um die Verhinderung von Mord und Brand im Innern.

Die Leute der Innerschweizer Talschaften gelobten sich mit einem Schwur, jeden böswilligen Angriff auf einen der Bundesgenossen abzuwehren und zu vergelten. Und wörtlich steht im Bundesbrief: „Die Bundesgenossen leisten ihre Hilfe ohne Entschädigung, jeder trägt die Kosten selber.“ Solidarität hiess für sie nicht, dass der andere bezahlen soll. Wir vernehmen in den Schriften kein Wort von Bundesmitteln, Subventionen und Finanzausgleichszahlungen. Solidarität hiess für sie, dem anderen nicht zur Last zu fallen und sein Bestes für das Wohl des Landes beizutragen.

Dann gelobten sich die Urschweizer feierlich, dass sie **keine fremden Richter** dulden wollten und keine, die sich ihr Amt um Geld erkaufte hatten. Eine bedeutungsschwere, mutige, zukunftsweisende Forderung. Richten und herrschen über uns – so hielten sie fest – sollen nur Leute, die aus uns herausgewachsen sind, die wir erwählen, weil wir ihnen vertrauen und weil sie uns kennen. Richten und herrschen über uns sollen nicht Leute, die in fernen Machtzentren lebensfremd entscheiden und unsere Verhältnisse, unsere Bedürfnisse weder kennen noch verstehen. Gerichtet werden sollte nach Bedürfnis, Sitte und Brauch der Landesgegend. Wenn heute in Europa über verschiedenste Kulturen dasselbe Recht gestülpt wird, kommt der kulturelle Unterschied einfach dadurch zum Ausdruck, wie buchstabengetreu oder wie nachlässig die verschiedenen Länder dieses Einheitsgesetz anwenden. Die Eidgenossen bestimmten in ihrem sogenannten Richterartikel auch, dass sich jeder dem Urteil seines Richters fügen solle. 1291 wurden die fremden Richter auf ewig abgelehnt.

Der Bundesbrief von 1291 ist ein Dokument, das **Grenzen** setzte und zwischen Bundesgenossen und Fremden unterschied. Damit steht er nicht im heutigen Zeitgeist, der Grenzen als einschränkend, als störend und kleinkariert empfindet. Sind Grenzen wirklich einfach immer schlecht? Wo Grenzen gesetzt werden, wird doch auch Verantwortung zugewiesen. Wo keine Grenzen bestehen, ist jeder für alles und letztlich niemand für etwas zuständig. Wer Kinder erzieht, muss Grenzen setzen. Wie oft erleben wir in der Arbeitswelt wie im Privatleben, dass gerade jene, die ihren eigenen Verantwortungsbereich nicht mehr im Griff haben, beginnen, sich in die Sache der andern einzumischen. Ich wohne in Uster in einem Mehrfamilienhaus. Wenn jetzt einer der Nachbarn käme und sagte: „Ach, wissen Sie, diese Wände und Türen zwischen den Wohnungen wirken so begrenzend, wir machen doch aus diesen fünf Wohnungen eine einzige grosse!“ – ich glaube, wir würden sagen: „Vielen Dank für den interessanten Vorschlag, aber wir glauben, wir leben weiterhin friedlicher miteinander, wenn wir die Wände und Türen zwischen den Wohnungen belassen.“

Schliesslich steht im Bundesbrief der Satz: „Entsteht Streit unter den Eidgenossen, so sollen die **Einsichtigeren** unter ihnen vermitteln.“ Ganz ähnlich stand im früheren Dienstreglement: Wenn der Vorgesetzte ausfällt (gemeint auch: wenn er sich als unfähig erweist), so übernimmt derjenige die Führung, der sich dazu geeignet fühlt. Ich glaube, dass ist ein grossartiger Gedanke, einer, der funktioniert. Wenn der sich geeignet Fühlende schliesslich doch nicht geeignet sein sollte, sagen es ihm die andern dann schon. In unserem Land, in unserem Volk hat es Gott sei Dank unendlich viele

„**Einsichtige**“ (wie im Bundesbrief beschrieben), unzählige Leute, die **geeignet** sind für alles Mögliche. So ist denn die Führung in diesem Land gar nicht so entscheidend – und diese Führung ist heute, wir sind uns da vielleicht einig, nicht in ganz grossartiger Form. Gibt es deswegen in der Schweiz Massenkrawalle, Börsenstürze, Militärputsche? Nein, unser Land funktioniert. Wenn oben nicht mehr ganz alles stimmt, schauen die unten zum Rechten. Die Schweiz funktioniert nicht in erster Linie wegen ihrer Politiker, sondern wegen ihrer reifen, leistungsbereiten Bürgerinnen und Bürgern, wegen deren unermesslichen – sehr oft unbezahlten – Leistungen in der Öffentlichkeit, in den Vereinen, im sozialen Bereich. Manchen unter uns geht es nicht so gut, wie wir das wünschen würden, viele müssen sich wirtschaftlich vermehrt einschränken. Doch vergessen wir nicht: Es geht uns schlecht auf sehr hohem Niveau.

Gewiss, die Schweiz ist ihren im Bundesbrief niedergelegten Ideen im Lauf ihrer Geschichte immer wieder untreu geworden. Viele Unebenheiten, manches Unkraut gibt es auf den breiten Strassen unserer Geschichte. Natürlich schlug die Schweiz auch Irrwege ein. Immer wieder hat man sich an fremde Mächte angelehnt, statt auf sich selber zu bauen, immer wieder haben sich ihre Politiker und Heerführer von fremden Herrschern kaufen lassen. Die Unterschiede zwischen Land- und Stadtkantonen, zwischen den Konfessionen haben den Bund vorübergehend gelockert und zeitweise fast gesprengt. Als aggressive, brutale Krieger haben die Schweizer ihre Nachbarn einst in Angst und Schrecken versetzt. Vor 500 Jahren schrieben europäische Schriftsteller, solange dieses wilde, kriegerische Schweizervolk in seinen Bergen hause, solange könne es in Europa keinen Frieden geben. Schon wenig später galt dieselbe Schweiz als europäische Friedensinsel.

Herausgebildet hat sich ein mehrsprachiger Kleinstaat im Zentrum Europas, der neutral sein musste, damit er nicht zwischen den grossen Machtblöcken zerrieben wurde. Manche sagen, wir bräuchten die **Neutralität** heute nicht mehr. Sie sehen nicht, dass wir die Neutralität besonders schützen müssen, wenn wir sie nicht brauchen, damit wir sie dann noch haben, wenn wir sie brauchen.

Unser Bund wird nicht wie andere Nationen durch eine gemeinsame Sprache, nicht durch einen gemeinsamen Volksstamm, nicht durch eine vorgegebene Geographie zusammengehalten, auch nicht über ein einheitliches religiöses Bekenntnis oder ein gemeinsames Herrscherhaus, **sondern einzig durch die gemeinsam durchlebte Geschichte**. Darum treffen historisch falsche Behauptungen und Unterstellungen unser Land ins Mark. Wir brauchen eine klare, auf der Geschichte begründete Staatsidee. Unser Land muss mit sich selbst im reinen sein, sonst wird es zum wehrlosen Spielball der grossen Politik. Die Idee des friedlichen, freiwilligen Zusammenlebens verschiedener Sprachgruppen ist eine einsame Leistung unseres Kleinstaates. Eine Leistung, die uns etwas selbstbewusster machen sollte, auch gegenüber dem Ausland.

Manche Zeitgenossen, manche Politiker leiden heute an unserem **Kleinstaat**, weil er ihre gross angelegten Visionen schmerzlich begrenzt. Kritiker beurteilen diesen

Kleinstaat nicht als unser Schicksal, sondern als unsere Schuld. Der Kleinstaat – so sagen sie – ist der Ort, wo man auch klein denkt. Wie immer wir darüber urteilen: Ist es sinnvoll und richtig, wenn wir in fast religiöser Hingabe auf die „Erlösung durch die Integration“ hoffen, auf die Erlösung vom Komplizierten, Langwierigen, auch Mühsamen der direkten Demokratie, indem wir das geschichtlich Gewordene durch das Organisierte ersetzen? Sollen wir die Lösung unserer Probleme von den andern erwarten? Bricht mit der wirtschaftlichen und politischen Integration Europas wirklich eine Zeit des ewigen Friedens und Glücks an? Vergessen wir nicht – der weltweite Trend ist ein anderer: Niemals zuvor in der Geschichte sind so viele neue Staaten gegründet worden wie in den letzten zwanzig Jahren. Die Europäische Union ist kein Dämon, aber auch nicht das Paradies – das sehen heute hunderte von Millionen EU-Bürger genauso. Und die Schweizer erst recht. Ein EU-Beitritt ginge nicht ohne **schwere Eingriffe** an den politischen Grundsäulen unseres Landes, an Föderalismus, Neutralität, Eigenständigkeit und direkter Demokratie ab.

Für unsere Einstellung zur Zukunft darf nicht der Wille massgebend sein, grösser zu werden, nicht die Hoffnung auf irgendeine Erlösung vom Unbehagen im Kleinstaat. Gerade an uns Jungen liegt es jetzt, sich gemeinsam mit den Älteren dafür einzusetzen, dass wir so zusammenbleiben können, wie wir jetzt zusammen sind, dass wir nicht mehr und nicht weniger wollen als **diesen kleinen Staat**: ein festes Haus mit offenen Türen gegen die Nachbarn, mit weiten Fenstern gegen die Welt hin. Ein Land, von dem Gottfried Keller geschrieben hat:

„Dieses Land ist eben recht,

Ist nicht zu gut und nicht zu schlecht,

Ist nicht zu gross und nicht zu klein,

Um drin ein freier Mensch zu sein.“

Ich danke Ihnen fürs geduldige Zuhören!